

MENSCHEN.

Zeitschrift
für gemeinsames
Leben, Lernen und
Arbeiten



Ein Tag im Leben von ...

Andreeas Fröhlich

Wie war das mit diesen Kindern? S. 52



Andreas Fröhlich

Wie war das mit diesen Kindern?

Ein Rück- und Ausblick

2025, ziemlich genau

Europa fühlt sich in seinen Werten bedroht, sucht nach Orientierung – und glaubt, sie in klaren Restriktionen finden zu können. Zwischen den oft lauten Tönen in den Debatten hört man aber wenig über die Situation von alten, schwachen oder kranken Menschen – und noch weniger von jenen, die von Geburt an auf mehr, viel mehr Unterstützung angewiesen sind als andere. Menschen, die ein Leben lang Begleitung brauchen, um ihr eigenes Leben leben zu können. Wenn man genauer hinhört, kann man auch hässliche Töne vernehmen – Töne, die an eine finstere Vergangenheit erinnern ...

1970, so ungefähr

Am Anfang meiner beruflichen Tätigkeit hörte ich nicht selten Sätze wie: „Beim Adolf hätte es so etwas nicht gegeben.“ Ein sehr schwer behindertes Kind hatte überlebt, obwohl alle meinten, es werde bald nach der Geburt sterben. Die Familie und die weitere soziale Umgebung standen plötzlich vor einer scheinbar unlösbaren Aufgabe. Der Wunsch, ein schneller Tod möge das Problem beseitigen, war deutlich spürbar. Ein Landarzt von damals erklärte mir das so: Die Hebamme hätte so ein Kind



Andreas D. Fröhlich, geb. 1946, ist ein deutscher Professor für Allgemeine Sonderpädagogik. Seine Spezialgebiete sind Pädagogik bei schwerster Behinderung und die Integration von Pflege und Pädagogik.

prof.a.froehlich@t-online.de

Foto: privat

nach der Geburt auf die Fensterbank gelegt, und eine Lungenentzündung hätte diesem unglücklichen Leben dann bald ein Ende gesetzt. Er stellte dieses Vorgehen offenbar nicht infrage – er ließ durchblicken, dass er das für die beste Lösung hielt. Auch diesen Satz konnte man damals hören. „Es wäre ein guter Tag für das Kind, wenn der Herrgott es zu sich holen würde.“

Schwerste Behinderung wurde 1970 zwar nicht mehr regelmäßig als persönliche Schuld beschrieben, dennoch suchte man noch immer nach schuldhaften Zusammenhängen. Die medizinische Ursachenforschung war noch stark von traditionellen Denkweisen geprägt. Vorstellungen von Erbgesundheit und Erbkrankheit bestimmten die Überlegungen zu den Ursachen schwerer Beeinträchtigungen.

Auch im pädagogischen Kollegenkreis begegnete mir damals die Überzeugung, dass in der Region, in der ich arbeitete, Inzest und hoher Alkoholkonsum vorherrschen würden – wodurch es zu einer Häufung von schweren Behinderungen komme. Eine solche Sichtweise machte es Eltern und Familien natürlich alles andere als leicht, ihr Kind überhaupt anzunehmen. Schuld- und Versagensgefühle waren ständig präsent (Fröhlich 1986, 84 f).

Die gängige Ansicht war: Kinder mit schweren Beeinträchtigungen sollten in Einrichtungen untergebracht werden, um die Eltern und die Familie zu entlasten. Eine Empfehlung, von der viele Eltern in den 1970ern berichteten, lautete: „Schaffen sie sich ein neues Kind an, vergessen Sie dieses, es wird sowieso nicht lange leben.“

In diesen – meist kirchlichen – Einrichtungen zur „Aufbewahrung“ solcher Menschen herrschte ein eher zwiespältiger Geist. Mit dem Zitat aus dem neuen Testament „Was ihr dem geringsten meiner

Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“ wurde versucht, die oft als unangenehm empfundene und wenig geachtete Arbeit der Pflege aufzuwerten. Die Menschen mit sehr schwerer Beeinträchtigung erfuhren diese Aufwertung selbst allerdings eher nicht – sie blieben überwiegend Objekte der Mildtätigkeit, Fürsorge und Pflege.

Beim Besuch einer kleinen Ordens-einrichtung erfuhr ich dies in besonderer Weise. Man sei verpflichtet, den „Ärmsten der Armen“ Hilfe angedeihen zu lassen, wurde uns Besuchern erklärt. Auf meine vorsichtige Frage, warum man diesen Menschen keine Aktivitäten oder Beschäftigungen anbiete, bekam ich zur Antwort: „Dann wären sie ja nicht mehr die ‚Ärmsten der Armen‘ und für diese ist die Ordensgemeinschaft schließlich verantwortlich.“

Eine junge, besser ausgebildete Generation pochte auf therapeutische und pädagogische Aktivierung, auf Angebote und Anregungen. Dies geschah erst nach und nach – nicht zu einem bestimmten Datum – in den 1970er-Jahren.

Eine Begegnung bleibt mir eindrücklich in Erinnerung: In einem großen Saal mit etwa 30 Betten – alle belegt mit Männern, die sehr schwer und umfänglich behindert waren – sollte ich die ebenfalls männlichen Mitarbeiter fortbilden und praktisch anleiten. Für mich als sehr jungen Kollegen war dies eine eigentlich nicht zu bewältigende Aufgabe. Die Mitarbeiter dort erschienen mir alt – wie abgestumpft und an Veränderungen nicht interessiert. Ganz sicher war dieser Eindruck nicht gerechtfertigt, aber ich war erschrocken und abgestoßen – es gab noch keine Einmalwindeln, die sanitären Verhältnisse waren unzureichend, die Luft zum Atmen wurde mir knapp. Es war bedrückend.

Vorstellungen von Erbgesundheit und Erbkrankheit bestimmten die Überlegungen zu den Ursachen schwerer Beeinträchtigungen.

Menschen mit einer sehr schweren Beeinträchtigung blieben überwiegend Objekte der Mildtätigkeit, Fürsorge und Pflege.

Da entdeckte ich neben der Tür zum Saal ein kleines Kästchen, ähnlich einem Feuermelder. Hinter der Glasscheibe befand sich eine ganz normale Gartenschere. Ich konnte mir das nicht erklären. Auf meine Nachfrage bekam ich wie selbstverständlich zur Antwort: „Wenn es brennt, müssen wir die Insassen doch abschneiden können“. Fixierung war damals gang und gäbe: Niemand machte sich Gedanken um die juristische Grundlage, um Alternativen – oder gar um die Ursachen: Es war eben so.

Aufbruch

Und damit kommen wir vielleicht zum Kern der früheren Arbeit, die sie so schwer erträglich machte: „Es ist eben so.“ Es wurde nicht hinterfragt, keine Alternativen wurden gesucht. „Innovation“ war noch kein Begriff, dem man einen besonderen Wert zuschrieb. Die großen Einrichtungen boten den Menschen der Umgebung sichere Arbeitsplätze – und wurden daher nicht infrage gestellt.

Erst durch revolutionäre Gedanken aus der Psychiatrie in Italien (vgl. Roser 1981) kam Bewegung auf. Franco Basaglia öffnete in Bologna die Türen der Psychiatrie und bemühte sich um ein neues Verständnis von „Wahnsinn“. Adriano Milani Comparetti in Florenz holte schwer behinderte Kinder in die Schulen zu den anderen Kindern. In Kanada begann man, Einrichtungen mit über 3 000 Bewohner:innen grundsätzlich zu hinterfragen – ähnlich in Dänemark, wo es für das ganze Land nur eine einzige, riesige Einrichtung gab. Insgesamt muss man festhalten, dass eine sozialdarwinistisch geprägte Gesellschaft in Europa und Nordamerika diese Menschen Jahrzehnte aus dem Zusammenleben verbannt hatte – um sie leichter vergessen zu können.

Und dieses Vergessen spielt in meinem persönlichen *Narrativ* eine besondere Rolle. Mir scheint, dass Menschen mit schweren und mehrfachen Beeinträchtigungen immer vom Vergessen bedroht sind. Sie finden keine öffentliche Beachtung – sie sind aus dem allgemeinen „Bewusst-Sein“ verdrängt. Sie sind kein Teil der Gesellschaft und sie haben auch keinen „Anteil“. Zumindest meistens. Wir meiden den „Anblick“ der menschlichen Fragilität,

des scheinbar misslungenen Lebens, der angsterzeugenden Möglichkeiten ...

Vom Vergessen

Menschen mit sehr schweren und mehrfachen Behinderungen wurden bis in die 1980er-Jahre zunächst als kranke Menschen gesehen. Ihre Pflegebedürftigkeit überdeckte ihre Individualität, ihre individuelle Bedürfnisse und Fähigkeiten.

Der Arzt Prof. Heinz Krebs betonte im Rahmen seiner Arbeit für die Bundesvereinigung Lebenshilfe und den Bundesverband für spastisch Gelähmte (heute BV für körper- und mehrfachbehinderte Menschen) unermüdlich, dass Krankheit nicht das Hauptmerkmal dieser Menschen sei – sondern vielmehr ihre jeweils eigene Persönlichkeit. Auch die schwerste Form von Behinderung ist keine Krankheit – höchstens die Folge durchlebter Krankheiten.

Wie von der Gesellschaft vergessen lagen diese Menschen damals in den Betten großer Einrichtungen. Sie kannten keinen normalen Alltag, keinen Wechsel von Aktivitäten, Umgebungen oder Kontakten. Auch die „Normalisierungsbewegung“ hatte sie weitgehend vergessen – sie hatten eben kaum Fürsprecher:innen. Mit der sogenannten Enthospitalisierung – der Bewegung „Holt sie aus den Betten“ – wird der Name Georg Theunissen verbunden, der hier Beispielhaftes geleistet hat.

Noch 1988 wurde in einem Bericht zur sogenannten Psychiatriereform konstatiert, dass gerade diese Menschen immer noch nicht von Normalisierungsbemühungen profitiert hatten (vgl. Theunissen 1989).

Vom besonderen Vergessen

Ich überspringe ein paar Jahrzehnte und komme zur UN-Behindertenrechtskonvention. Dieses Abkommen spielt gegenwärtig eine große Rolle für unsere gesamte Arbeit. Wir zitieren sie, und wir legitimieren damit unsere Argumente, wenn es um die Rechte behinderter Menschen geht. Doch in ihr werden Menschen mit schwersten Beeinträchtigungen gar nicht erwähnt. Die Konvention nennt zwar durchaus einzelnen Gruppen mit spezifischen Bedürfnissen,

zum Beispiel blinde und sehbehinderte Menschen – sehr schwer beeinträchtigte Menschen mit ihren sehr besonderen Bedürfnissen finden darin hingegen keine Erwähnung. Vieles von dem, was die Konvention fordert, geht leider an der Lebenswirklichkeit gerade dieser Menschen vorbei. Ich vermute, dass alle an der Formulierung Beteiligten – auch die Betroffenenorganisationen – die Gruppe von Menschen, um die es uns hier geht, einfach „vergessen“ haben.

Wir begegnen diesem Vergessen auch in unserem eigenen Land – zum Beispiel in der Gesetzgebung zur sogenannten Teilhabe (vgl. Lamers 2018). Es scheint schwierig, sich der Lebenswirklichkeit dieser Menschen dauerhaft bewusst zu sein, da sie ihre Interessen nicht selbst vertreten können. Wir leben in einer „Interessen-Gesellschaft“: Nur wer in der Lage ist, seine Interessen deutlich und öffentlichkeitswirksam zu artikulieren, wird wahrgenommen. Die Bewegung „Fridays for Future“ oder die „Bauernproteste“ 2023/24 zeigen dies beispielhaft.

Es ist zweifellos ein großer Fortschritt, dass Menschen mit Beeinträchtigungen mittlerweile ihre eigenen Sprecher:innen geworden sind: dass sie sich artikulieren, Forderungen stellen und auf diesen auch bestehen können. Dabei wird oft vergessen, dass es immer noch Menschen gibt, die dies nicht vermögen und deshalb unabdingbar auf eine advokatorische Assistenz (vgl. Feuser 2009) angewiesen sind. In der Diskussion um Inklusion und Partizipation begegnet uns dieses Vergessen wieder.

Meinen eigenen Versuch einer Personenbeschreibung – „Menschen mit schwersten Beeinträchtigungen brauchen...“ (Fröhlich 2015, 17) – möchte ich hier gerne ergänzen: *Menschen mit schwersten Beeinträchtigungen brauchen andere Menschen, um ihre Interessen gegenüber der Gesellschaft zu vertreten.*

*Eine sozialdarwinistisch
geprägte Gesellschaft in
Europa und Nordamerika
hatte diese Menschen
Jahrzehnte aus dem
Zusammenleben verbannt –
um sie leichter vergessen
zu können.*

Bilanz – nicht ohne Erfolge

In den vergangenen 50 Jahren hat sich ohne Frage viel getan. Mehr als eine Generation von Angehörigen und Professionellen hat Veränderungen erreicht, von denen man in der Nachkriegszeit nicht einmal zu träumen gewagt hatte. Wir müssen nicht mehr ausführlich darlegen, von wem wir eigentlich sprechen: Wir kennen diese Menschen sowohl aus der täglichen Arbeit als auch aus den Fachbüchern – und wir haben sie schätzen gelernt. Sie sind nicht mehr „der Fremde“, „das Andere“ – wie dies noch vor ein paar Jahren unsere gängige Sicht und Rede war [vgl. Laubenstein 2008]. Dahinter steckt viel Engagement, konkrete persönliche sowie wissenschaftliche Arbeit und natürlich auch eine Menge Liebe – ohne diese lassen sich menschliche Verhältnisse kaum ändern.

Wir haben einiges erreicht:

- Gesundheit und Krankheit dieser Menschen werden ernst genommen. Ihre Schmerzen werden gesehen und zu lindern versucht.
- Die Pflege wurde differenziert, die Hygiene deutlich verbessert. „Toiletten für alle“ wurden eingerichtet und Einmalwindeln wurden entwickelt – auch die gab es nicht schon immer.
- Kommunikationstechnologien wurden kontinuierlich weiterentwickelt: Dadurch können heute immer mehr Menschen unterstützt kommunizieren, sich äußern, ihre Bedürfnisse signalisieren.
- Menschen mit schwersten Behinderungen werden zunehmend als Frauen und Männer, Jungen und Mädchen gesehen – es wird ihnen Geschlechtlichkeit zugestanden.
- Man spricht weniger von „Aggression“, wenn es sich um verzweifelte Versuche handelt, sich vor Reizüberflutung, Überlastung und Schmerz zu schützen.
- Stereotypen müssen nicht mehr „wgetherapiert“ werden – sie können als Formen des Spiels oder einer Beschäftigung verstanden werden.
- Fixierung ist rechtlich geregelt und wird nicht mehr „einfach so“ angewendet.
- Vereine und Stiftungen wurden gegrün-

det, die ganz speziell die Förderung von Menschen mit schwersten Beeinträchtigungen zum Ziel haben: z. B. die Deutsche Gesellschaft für Medizin für Menschen mit geistiger oder mehrfacher Behinderung, die Stiftung leben-pur in München, die Lumia-Stiftung in Hannover, der Internationale Förderverein Basale Stimulation, die Qualitätsoffensive Teilhabe in Berlin.

Und es hat sich noch mehr getan:

- Schwerst beeinträchtigte Kinder gelten nicht mehr als „Strafe Gottes“; sie werden, wenn sie einer Kirche angehören, nicht mehr von Kommunion oder Konfirmation ausgeschlossen.
- Eingeschränkte – auch radikal eingeschränkte – Selbstständigkeit bedeutet nicht mehr automatisch, dass der betroffene Mensch fremdbestimmt leben muss, sondern er kann vielmehr auch selbstbestimmt leben.
- Es wird nicht mehr von einer unteren Grenze der Lern- und Entwicklungsfähigkeit ausgegangen: Kein Mensch gilt mehr als nicht bildungsunfähig, nicht erziehbar oder nicht beschulbar – es gilt das Recht auf Bildung für alle.
- Die Würde einer Person wird nicht mehr wie selbstverständlich an definierte kognitive Fähigkeiten geknüpft.

Vielleicht werden Mitarbeiter:innen auch nicht mehr „zu den Schwerstbehinderten“ zwangsversetzt.

Ausblick

Wo führt uns die Entwicklung hin? – Diese Frage lässt sich natürlich nicht wirklich beantworten. Der Blick in die Zukunft ist uns nicht gegeben – wir können nur spekulieren. Mich beschäftigt derzeit insbesondere, inwieweit die umfassende Digitalisierung unsere Arbeit und unser Verhältnis zu Menschen mit schwersten Behinderungen verändern wird.

In der Schweiz gab es im vergangenen Jahr einen Kongress, der sich unter dem Titel „Digitale Transformation“ mit der Digitalisierung in sonderpädagogischen Handlungsfeldern befasste. Im Zusammen-

Auch die schwerste Form von Behinderung ist keine Krankheit – höchstens die Folge durchlebter Krankheiten.

hang mit „Unterstützter Kommunikation“ machen wir schon seit Jahren gute Erfahrungen mit „moderner“ Technologie – und sehen z. B. ein entsprechend programmiertes iPad keineswegs mehr als Bedrohung pädagogischer oder logopädischer Arbeit.

Wir haben heute in der Krankenpflege schon eine Vielzahl digitalisierter, algorithmusgesteuerter Maschinen, die die tägliche Pflege kranker Menschen wesentlich unterstützen: Beatmung, bedarfsorientierte Medikamentengaben, Ernährungspumpen, Verlaufsdocumentationen, Warnsysteme (Alarmer) und vieles mehr. Im Grunde genommen sind es Roboter, die diese Arbeiten übernehmen: Sie sehen zwar (noch) nicht so aus, wie wir uns diese vorstellen, aber es wäre ganz einfach, ihnen humanoide, d. h. menschenähnliche Formen zu geben.

Auf diesem Kongress wurde auch der Einsatz von Sexualrobotern diskutiert. Wäre dies eine Möglichkeit, uns aus manchem praktischen und moralischen Dilemma zu befreien? Eine Möglichkeit, erwachsenen Menschen mit schwersten Behinderungen zumindest eine gewisse Befriedigung anzubieten – ohne Gefahr von Übergriffen und selbstbestimmt? Oder sind dies Visionen, die uns noch mehr Probleme bringen und keine Lösungen?

Peter Zentel (2019), einer meiner Kollegen, arbeitet an einer datengestützten Kommunikationsanalyse für Menschen mit schwersten Beeinträchtigungen – Menschen, die sich nicht gezielt ausdrücken können, für die sprachliche oder eine alternative Kommunikation keine Option ist. Es sollen kleinste Verhaltensweisen, Veränderungen der Aktivität, der Atmung oder Muskelspannung sowie minimale Bewegungen analysiert werden – ob sie wiederkehrend sind und ob sich Muster erkennen lassen. In weiterer Folge wird zu klären sein, ob diese Muster etwas bedeuten – ob es Botschaften sind, die unsere Reaktion erfordern. Vielleicht werden solche Analysen es uns künftig ermöglichen, in einen – wie auch immer gearteten – Dialog zu treten.

Menschen mit schwersten Beeinträchtigungen brauchen andere Menschen, um ihre Interessen gegenüber der Gesellschaft zu vertreten.

Mir scheint, dass Menschen mit schweren und mehrfachen Beeinträchtigungen immer vom Vergessen bedroht sind.

Werden wir uns diesen Menschen durch solche technischen Einsichten annähern, oder werden wir von unserem portablen Kommunikationsgerät einen Impuls bekommen, dass Herr Meyer bereits eine automatisierte Antwort bekommen hat und die digitalisierte Sitzschale eine Lageveränderung eingeleitet hat?

Wird Technik uns Begegnungen erleichtern, oder nimmt sie uns die Begegnung einfach ab? Forschungen im Bereich „Ambient Assisted Living“ gehen vergleichbare Wege. Die Alltagsumgebung von Menschen mit erheblichen Einschränkungen kann bereits jetzt so gestaltet werden, dass längere Zeitintervalle ohne personale Assistenz möglich sind. Kontroll- und Alarmsysteme arbeiten mittlerweile so differenziert, dass die menschliche Anwesenheit einer Hilfs- oder Begleitperson nicht mehr unabdingbar scheint. Ist das der Weg zu mehr Selbstständigkeit, Unabhängigkeit und Selbstbestimmung?

Gleichzeitig gebe ich aber zu bedenken, dass uns bislang stets versprochen wurde, der Einsatz von Technik würde mehr Zeit für zwischenmenschliche Begegnungen, für Kontakt und Kommunikation schaffen. Wir erleben aber tagtäglich, dass diese frei werdende Zeit dazu genutzt wird, mit weniger Personal auszukommen – wodurch gerade zwischenmenschliche Kontakte reduziert werden. Mir erscheint es daher wichtig, dass die Spezialist:innen für zwischenmenschliche Begegnung – nämlich die Pädagog:innen – sich frühzeitig informieren, sich in Diskussionen einbringen und aktiv an der Integration von Technik in eine humane Alltagswelt für Menschen mit komplexen oder schwersten Behinderungen mitarbeiten. Es genügt nicht, sich erst dann mit den Veränderungen auseinanderzusetzen, wenn ein netter Roboter neben dem Rollstuhl auftaucht und eine Kuschelrolle bringt, weil Frau Maier sich nach aktueller Datenlage offenbar einsam fühlt.

Ich wünsche der nächsten Generation meiner Kolleg:innen Ideen, komplexe Fachkompetenz – und vor allem Durchsetzungsvermögen!

**Wird Technik uns
Begegnungen erleichtern,
oder nimmt sie uns die
Begegnung einfach ab?**

Literaturverzeichnis:

1. Texte zur Entwicklung einer Pädagogik bei schwerster Beeinträchtigung:

- Fischer, E. (Hrsg.) (2008): Pädagogik für Menschen mit geistiger Behinderung. Sichtweisen, Theorien, Herausforderungen. Oberhausen: Athena.
- Fornfeld, B. (2010): Alle reden von *Bildung für alle* – sind *alle* noch gemeint? Bildungsanspruch für Menschen mit komplexer Behinderung, in: Musenberg, O. & Riegert, J. (Hrsg.): Bildung und geistige Behinderung. Oberhausen: Athena.
- Fröhlich, A. (2003): Die Entstehung eines Konzeptes: Basale Stimulation, in: Fröhlich, A., Heinen, N. & Lamers, W. (Hrsg.): Schwere Behinderung in Praxis und Theorie – ein Blick zurück nach vorn. Düsseldorf: selbstbestimmt leben.
- Heinen, N. & Lamers, W. (2003): Wanderung durch die schwerstbehindertenpädagogische Landschaft, in: Ebd.
- Lamers, W. (Hrsg.) (2018): Teilhabe von Menschen mit schwerer und mehrfacher Behinderung an Alltag, Arbeit, Kultur. Oberhausen: Athena.
- Lelgemann, R. (2012): Arbeit muss möglich sein – auch in inklusive Zeiten. Arbeits(un)möglichkeiten für Menschen mit schweren mehrfachen Behinderungen, in: Breyer, C., Fohrer, G. et. al. (Hrsg.): Sonderpädagogik und Inklusion. Oberhausen: Athena.
- Mühl, H. (1991): Zur geschichtlichen Entwicklung der Förderung schwerstbehinderter Menschen, in: Fröhlich, A. (Hrsg.): Handbuch der Sonderpädagogik Bd. 12, Pädagogik bei schwerster Behinderung. Berlin: Marhold.
- Osten, Ph. (2011): Zur Geschichte des Umgangs mit schwer und mehrfach behinderten Menschen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: Fröhlich, A., Heinen, N. et. al. (Hrsg.): Schwere und mehrfache Behinderung – interdisziplinär. Oberhausen: Athena.

2. Vertiefende Bezugsliteratur:

- Feuser, G.: Advokatorische Assistenz, vgl.: <https://www.georg-feuser.com/wp-content/uploads/2019/05/Feuser-Advokatorische-Assistenz-In-Erzmann-Feuser-Bd6-Behpäd-und-Int-2011-203-218.pdf> (zuletzt aufgerufen im Januar 2024).
- Fröhlich, A. (2015): Basale Stimulation – ein Konzept für die Arbeit mit schwer beeinträchtigten Menschen. Düsseldorf.
- Fröhlich, A. (1986): Mütter schwerstbehinderter Kinder. Heidelberg.
- Laubenstein, D. (2008): Sonderpädagogik und Konstruktivismus – Behinderung im Spiegel des Anderen, der Fremdheit, der Macht. Münster: Waxmann.
- Mohr, L. (2011): Schwerste Behinderung und theologische Anthropologie. Oberhausen: Athena.
- Nationales Forschungsprojekt 76, Schweiz, vgl.: <http://www.nfp76.ch/de/projekte/alle-projekte>
- Roser, L. O. (1981): Die Förderung Schwerstbehinderter Kinder im Florentiner Integrationsmodell, in: Fröhlich, A. (Hrsg.): Die Förderung Schwerstbehinderter – Erfahrungen aus sieben Ländern. Luzern.
- Theunissen, G. (1998): Wege aus der Hospitalisierung. Ästhetische Erziehung mit schwerstbehinderten Erwachsenen. Bonn.
- Zentel, P., Samsour, T. et al. (2019): Mensch und/oder Maschine? – Der Einsatz von künstlicher Intelligenz in der Arbeit mit Menschen mit schwerer und mehrfacher Behinderung, in: Stiftung Schweizer Zentrum für Heil- und Sonderpädagogik (Hrsg.): Digitale Transformation. Bern.

Artikel über QR-Code
herunterladen



www.exagon.ch

Kerzen und Seifen selber machen

Beste Rohmaterialien, Gerätschaften und Zubehör für Hobby, Schulen, Kirchen und Werkstätten.

EXAGON, Industriepark 202,
DE-78244 Gottmadingen,
exagon@t-online.de